

Zum Geleit

Liebe Freunde unseres Instituts!

In meinem Dankschreiben beim Versand der Spendenbescheinigungen für 2015 habe ich bereits betont, welch schwerer Verlust der Tod von Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl für unser Institut bedeutet hat, dass wir alle – Vorstand und Mitarbeiter – motiviert sind, sein Werk weiterzuführen, ja noch auszubauen. Bis zu unserer nächsten Mitgliederversammlung am 28. Juni dieses Jahres werden wir dafür die Weichen stellen, wofür wir mit verschiedenen Organisationen in Nidda und Hessen Gespräche aufgenommen haben. Ich danke als zweiter Vorsitzender, der nach dem Tode von Wolfgang Stingl das Institut und unser Haus Königstein führt, allen Mitarbeitern für ihr Engagement und all das, was wir seit dem Tode Stingls erreichten. In diesem Heft können sie ersehen, wie erfolgreich die beiden Tage der offenen Tür im Januar und Februar verliefen. Wir konnten das Buch von Helmut Gehrman noch vor Weihnachten herausgeben, zu dem viel Zustimmung kam. Ein aktueller Sammelband *Der Ackermann aus Böhmen. Deutsch-tschechische Konferenz über den Tod und das Sterben* wird derzeit ausgeliefert und in diesem Heft auch vorgestellt. Die Beiträge über die Vertreibungsberichte von Priestern, die Julia Nagel und Angelika Steinhauer auf der Grundlage unseres Archivs fast regelmäßig in Sudetendeutschen Zeitung veröffentlichten, haben uns viele zustimmende Zuschriften gebracht.

Vom 31. Mai bis zum 6. Juni dieses Jahres werden wir wieder wie in den Vorjahren eine Wallfahrt mit der deutschen Abteilung von Kirche in Not durchführen, und zwar diesmal nach Schlesien. Dabei werden wir drei Tage in Sudetenschlesien sein und dann im heutigen Polen, um zu zeigen, dass Schlesien mehr ist als ein ehemaliger Zankapfel zwischen Deutschland und Polen, sondern dass Schlesien bis heute auch in der Tschechischen Republik lebendig ist. Wenn Sie Wallfahrtsorte wie Mariahilf bei Zuckmantel, den Köhlerberg bei Freudenthal und den Burgberg bei Jägerndorf in Tschechien erleben wollen und den Annaberg, den Dom in Breslau oder das Grab der hl. Hedwig in Trebnitz, dann melden Sie sich rechtzeitig. In den letzten Jahren hatten wir immer so viele Interessenten, dass wir eine zweite Fahrt als Studienfahrt angeboten haben.

Auf dem Bild vom vorjährigen Sudetendeutschen Tag, den Pfarrer Dr. Stingl in Augsburg erleben durfte, sehen Sie ihn und Professor Grulich im Kreise von Persönlichkeiten wie Weihbischof Vaclav Malý, Visitor Dieter Olbrich, P. Angelus Waldstein und Msgr. Anton Otte. Das zeigt die Wertschätzung, die er genoss, aber noch wichtiger war ihm die Arbeit mit der jüngeren Generation. Zusammen mit Rudolf Grulich hat er Studenten



gewonnen, die im Institut aushalfen und sich mit sudetendeutschen Themen beschäftigten, ja sogar bei den Tagen der offenen Tür referierten. Das ist unsere Zukunft, für die wir im Haus Königstein arbeiten und für die wir andere gewinnen müssen und bereits in den letzten Monaten gewonnen haben. Mir ist aber auch bewusst, dass wir im Haus Königstein für die Weiterarbeit die Mithilfe aller Freunde und Wohltäter benötigen. Dass wir bereits neun Jahre hindurch unsere Arbeit ohne staatliche und kirchliche Zuschüsse erfolgreich nach dem Umzug aus Königstein weiterführen konnten, haben wir Ihnen zu verdanken, weil Sie unsere Arbeit würdigen und schätzen. Dass dies auch in den nächsten Jahren weitergeführt werden kann, wird möglich sein, wenn Sie uns treu bleiben.

In diesem Sinn grüßen wir Sie mit den besten Wünschen für ein gnadenreiches Osterfest.

Ihr

Adolf Hampel

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!**

Sudetendeutsche in Mexiko

Zum Papstbesuch in Mexiko

Als der Erzbischof von Buenos Aires zum Papst gewählt wurde, haben wir auf den Beitrag sudetendeutscher Missionare an der Missionierung Argentiniens hingewiesen, ebenso haben wir nach seiner Brasilienreise berichtet, was Missionare aus Böhmen und Mähren in diesem größten südamerikanischen Land leisteten. Groß ist auch der Anteil der Deutschen an der Missionierung, Erforschung und der Erschließung von Mexiko, das sich ja einst als *Neu-Spanien* weit nach Norden erstreckte und mit Kalifornien, Arizona und Neu-Mexiko auch Teile der heutigen USA einschloss. Unter den Deutschen in Mexiko fällt vor allem der relativ hohe Anteil von sudetendeutschen Missionaren im 17. und 18. Jahrhundert auf.

Während sich die Sudetendeutschen bisher kaum um diese großen Latein-Amerikaner ihrer Vergangenheit kümmerten, haben die Tschechen in Büchern und Aufsätzen viele dieser deutschen Männer aus Böhmen, Mähren und Schlesien als Tschechen hingestellt. Das tat schon 1935 Vlastimil Kybal in seiner Abhandlung *Auf tschechoslowakischen Spuren in Latein-Amerika*, die er vor der tschecho-slowakischen Akademie der Wissenschaften in Prag vortrug. 1944 schrieb Ottokar Odložilík in der Londoner Emigrantenzeitschrift *Obzor* einen Beitrag *Čeští misijnáři v Mexiku (Tschechische Missionare in Mexiko)*, der 1945 in Mexiko City auch in spanischer Sprache und in einer erweiterten englischen Fassung als *Czech missionaries in New Spain* in der *Hispanic American Historical Review* erschien.

Bereits 1519, als Hernando Cortez zur Eroberung des mexikanischen Aztekenreiches auszog, finden wir einen Juan aleman de Hotzenplotz im Konquistadorenheer, also einen Hans oder Johann, einen Deutschen aus dem mährisch-schlesischen Hotzenplotz. Die spanische Inquisition brachte dann im 16. Jahrhundert manchen Deutschen in Mexiko als Ketzler auf den Scheiterhaufen, so dass wir es Anfang des 17. Jahrhunderts nur noch mit wenigen Deutschen zu tun haben. Erst als im Jahre 1664 der damalige Jesuitengeneral Oliva die Ordensprovinz in Mitteleuropa um Missionare für die spanischen Besitzungen bat, setzte wieder ein Zustrom von Deutschen ein.

1687 gingen sechs Jesuiten aus der böhmischen Provinz der Gesellschaft Jesu in See, um nach Mexiko zu segeln. Es waren dies Mathias Cuculinus aus Müglitz, Paul Klein aus Eger, Josef Neumann aus Olmütz, Augustin Strohbach aus Iglau, ferner der Prager Wenzel Christmann und der Schlesier Johannes Tilpe aus Neisse. Die Reise währte drei Jahre, denn nach langen Aufenthalten in Spanien kam die Gruppe erst 1680 in Mexiko an. Hier blieb der Olmützer Josef

Neumann, denn Christmann wurde bald von seinen Oberen nach Südamerika gesandt, während Klein auf die Philippinen und Cuculinus, Strohbach und Tilpe auf die Marianeninseln weiterzogen, wo Strohbach bereits 1684 von Eingeborenen erschlagen wurde.

Josef Neumann wurde in Brüssel am 15. August 1648 geboren als das heutige Belgien noch österreichisch war. Schon in jungen Jahren kam er nach Olmütz, wo er als 15jähriger am 24. September 1663 in den Jesuitenorden aufgenommen wurde und seine Studien absolvierte. Als 30jähriger ging er dann im Jahre 1678 in die Mission nach Mexiko und wirkte in Tarahumara. Leider ist bisher der Beitrag der Missionare aus der böhmischen Provinz zur Bekehrung Mexikos noch nicht dargestellt und gewürdigt worden, doch würde Josef Neumann darin einen wichtigen Platz gebühren, da er bedeutende Posten in Mexiko bekleidete. So war er dreimal Visitator der Mission unter den nördlichen Indianern und viermal Ordensoberer in Neu-Biskaya. In dem von J. Stöcklein seit 1726 herausgegebenen *Neuen Welt-bott* mit dem Untertitel *Allerhand so lehr- als geistreiche Briefschriften* ist ein Brief von ihm aus dem Jahre 1686 abgedruckt. Er schrieb ihn „zu Sisikitschik in dem Land Tarahumara den 29. Juli 1686 an P. Franciscum Stowasser, besagter Societät in Böhmen zu Leitmeritz an der Elbe Priestern“ und berichtet darin, wie schwer die Indianer von Neu-Biskaya zu bekehren waren:

„Ich befinde mich schon fast das sechste Jahr in dieser Americanischen Landschaft Tarahumara, allwo bereits sechzehntausend Seelen, die von unseren Missionarii seynd getaufft worden, gezehlet werden. Dessen ungeachtet, führen wir allhier gleichsam ein Einsiedlerisches Leben, als dem es an allem menschlichen Trost gebricht. Auch so gar an dem jenigen, welchen sonst die Evangelische Boten ab ihren neubekehrten Heyden schöpfen. Allermassen die Völker dieser Gegend sich überaus schwerlich zu dem Christenthum bekehren: weil sie solchesfalls ihr von Jugend auf gewohntes Gebürg verlassen, und statt solcher einsamen Wildniß in Dörfern und Flecken müssen beysammen wohnen, welches sie desto schwerer ankommt / je mehr sie der Trunkenheit und anderen groben Lastern / denen sie durch die Hl. Tauffe müssen absterben / ergeben seynd.“

Neumann genoss bei den Missionaren und Indianern großes Ansehen, denn es gelang ihm, selbst drei neue Missionsstationen anzulegen. Ein Mitbruder rühmt ihn so: „Er wußte mit bewundernswürdigem Muthe die tobenden Leidenschaften der zügellosen Tarahumarer zu bezähmen, an deren Heil fast alle Missionare verzweifeln wollten.“ Ein Zeitgenosse schreibt 1731 von ihm: „Dieser liebe Alte ist bey denen Seinigen in größter Hochschätzung.“ Als er am 1. Mai 1732 starb, wollte sein Mitbruder Balthasar Rauch eine Biographie dieses „grossen missionarii“ schreiben. So kündigte er wenigstens in einem

Brief an die Heimat an. Wir wissen aber leider nicht, ob sie erschienen ist.

Einen kurzen handschriftlichen Bericht Neumanns über die Tarahumara-Mission, der im Wiener Staatsarchiv lag (Geistliche Angelegenheiten 419) erwähnt Anton Huonder in seinem Buch *Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts* (Freiburg 1899). Bekannt ist eine *Historia seditionum quas adversus Societatis Jesu missionarios [...] moverunt nationes Indicae*, also eine Geschichte der Indianeraufstände, die in Prag 1730 im Druck erschien und eine wichtige Geschichtsquelle für Mexiko darstellt.

Drei Jahre nach Neumanns Tod kam der gebürtige Olmützer Anton Tempis nach Mexiko. Er war am 25. Januar 1703 geboren und trat am 9. Oktober in die Gesellschaft Jesu ein. Seine Wirksamkeit war auf Kalifornien ausgerichtet, das damals noch ganz zu Mexiko gehörte. Er leitete als Oberer die Reduktion Santiago und führte ein so vorbildliches Leben, dass er bei seinem frühen Tod als 43jähriger am 6. Juli 1746 wie ein Heiliger verehrt wurde. Der südostdeutsche große Missionar Ferdinand Konsang aus Warasdin schrieb eine Biographie dieses mährischen Missionars, die bald nach dessen Tod in Mexiko gedruckt wurde.

Einer der bedeutendsten Mexiko-Missionare jener Zeit und Zeitgenosse Neumanns ist Pater Adam Gilg, der am 20. Dezember 1653 in Römerstadt das Licht der Welt erblickte. Bereits als 16jähriger trat er in den Jesuitenorden ein, machte das Noviziat in Brünn und studierte Philosophie in Prag. Nach kurzer Lehrtätigkeit an den Jesuitenkollegien in Prag und Krummau vollendete er seine theologischen Studien. Nachdem er sich bereits 1675 für die Mission gemeldet hatte, wurde erst elf Jahre später sein Wunsch erfüllt.

1686 schickten ihn seine Oberen nach Mexiko. Von dort schrieb er einen ausführlichen Brief über diese Reise: „Wir waren zu Cadix aus dem Hafen in das Meer gefahren, den 30. Juni, mussten uns aber / sobald wir außer dem Diamant und anderen Klippen uns befunden, so lang uns vor Anker legen, biß das Schiff-Capitaines, so jederzeit die letzte seynd, sich auf die Schiffe verfügt hatten.“ Als die Kapitäne an Bord waren, segelten sie zunächst die Kanarischen Inseln an, die man am 10. Juli passierte.

„Unter Weegs stellen wir eine achttägige Mission mit täglicher Predigt und Christlicher Lehr samt anderen Andachten an / zu welcher Beschluß alle, so sich auf unserem Schiff befanden / gebeichtet / und auf St. Ignatii unsers Stifters Tag den göttlichen Fronleichnam empfangen haben; welches Fest wir mit erster und anderter Vesper / Hochamt / Loßbrennung der Stücken / Aussteckung der Flaggen und einem Schauspiel / so die Bottsleute abends hielten / hochfeyerlich begangen haben.“ Seegras und Meerkugeln deuten Ende Juli

schon auf die Nähe von Land hin. Am 8. August laufen sie die Insel Puerto Rico an: „Allwo wir ausgestiegen / frisches Wasser und andere Lebensmittel / Absonderlich aber Salzfleisch aufgenommen haben / welches allhie sehr wohlfeil und leicht / folgens auch ebenso gesund ist / als das junge Schaaf-Fleisch in Europa.“ Mehr als einen Monat kreuzen sie durch die Karibische See, ehe Gilg am 15. September in Vera Cruz mexikanischen Boden betritt:

„In dem Collegio zu Vera Cruz, alda wir alle Liebe und Hoefflichkeit genossen, hielten wir uns nicht laenger als drey Tage auff, nach welcher Verfluss wir unsere Reise anher nach Mexiko fortgesetzt haben.“ In der Stadt Mexiko erhält P. Gilg seine Bestimmung für die Gegend am Golf von Kalifornien, wo bereits der aus Südtirol stammende Eusebius Chino (Khün) wirkte. P. Gilg wurden die Stämme der Seris und Tecpas zugeteilt, deren Sprache er mit Ausdauer zu erlernen suchte.

Im Jahre 1692 schreibt er einen ausführlichen Brief an den Rektor des Brünner Kollegs, in dem er interessante Details seiner Missionstätigkeit mitteilt. Er schildert darin das Siedlungsgebiet des Seri-Stammes in der Landschaft Sonora, einer kriegerischen Völkerschaft, die den Spaniern viel zu schaffen machte, ehe sie sesshaft wurde. Pater Eusebius Chino hatte sie zuerst zu missionieren versucht, und dafür P. Gilg als Nachfolger gewonnen. Die Arbeit für diese Indianer glich der in einem steinigen Weinberg. Gleich Zigeunern zogen sie trotz der Bemühung zur Sesshaftigkeit umher, sie lebten „ohne Gott, ohne Gesetz, ohne Glauben, ohne Fürsten und ohne Häuser wie das Vieh.“ Oft ist Gilg am Verzweifeln: „Je länger ich bey solchem Gesindel mich bemühe / desto mehr Anstöße widersetzen sich meinem Vorhaben / daß ich leichtlich mich hätte entschließen könne, dasselbe zu verlassen / wann nicht die Liebe und das Beispiel desjenigen / welcher auch um dieser Sache willen am Creutz gestorben ist / mich bewogen hätte, bey seinem Volk staet zu verbleiben / welches weder arbeitet / noch lang an einem Ort verharren will.“ Auch brutale Überfälle räuberischer Nachbarstämme stören Gilgs Apostolat. Mit der Anlage von Dörfern versucht der Missionar seine Seris zu schützen. Seit 1692 predigt er auch bei den Tepocas, um auch dort eine „vollständige Mission, samt Kirch und Pfarrhauß zustanden“ zu bringen. Hier hat Gilg Erfolg:

„Bey den Gottesdiensten stellen sie sich mit solcher Andacht ein, als man von Leuten / die aus Vieher seynd Menschen / aus Menschen aber Christen werden, hoffen darf. Wenigstens übertreffen die in dem viele andere uralte Christen / daß unerachtet ihrer wilden Art sie der Boshafftigkeit / Gotteslaesterung / Geitz und Geilheit nicht ergeben seynd.“

Unter den völkerkundlichen Angaben, die wir in diesem Brief über diese Stämme lesen, finden wir Angaben über verschiedene

Riten und Gebräuche, über das Aussehen der Indianer, Kleider und Nahrung. Interessantes weiß er über ihre Sprache zu berichten, für die er auch eine Grammatik anfertigt. Vor allem die Ausdrücke für die Termini des christlichen Glaubens waren schwierig zu übersetzen, „weil nicht allein alle übernatürliche und geistliche Sache / sondern auch alle Eigenschaften: Würckungen oder Kraefften des Gemüths / mit einem Wort alle Dinge, so mit denen äußerlichen Sinnen nicht begriffen werden / bey diesem wilden Volk unter den Sonnen anzutreffen / welches die Staffel der Freund- und Verwandtschaft mit mehrern Namen / als eben meine Seren / unterscheidet / allermaßen der Sohn seinen Vater anders nennt als die Tochter / wie auch der ältere Bruder den jüngeren anders als der jüngere den älteren / und also von anderen Gliedern des Stamm-Baumes, das einem Fremdling überaus schwer fallet / so vielerley Benamungen dem Verwandten in die Gedächtnis zu bringen.“

Gilg schließt den Brief mit der Bitte, er möge diesem Volk noch viel Gutes wirken, auch wenn es bei anderen Völkern leichter wäre. Wie ernst er seine Arbeit nahm und von welch gläubigem Eifer Gilg beseelt war, zeigt die Tatsache, dass der Römerstädter Pater 1707 eine Bittschrift nach Rom sandte, in der er den Entwurf einer Motivmesse „zur Verbreitung des Glaubens“ einreichte. Dieser Entwurf liegt im Archiv der Kirche Il Gesù in Rom, zusammen mit anderem Nachlass aus seiner Feder. Walter M. Brüning hat diese Vorgeschichte der später ins Messbuch aufgenommenen Motivmesse beschrieben und Gilgs Eifer gewürdigt, der zeigt, „was die Erfolge der damaligen Mission so großartig machten“. Im römischen Zentralarchiv des Jesuitenordens liegt auch eine Karte des mexikanischen Missionsgebietes von der Hand Gilgs, die bei der Neuausgabe der spanisch geschriebenen „Geschichte der Jesuiten in Neu-Spanien“ von Alegre zum ersten Mal abgedruckt wurde.

Auf demselben Schiff, mit dem Gilg nach Mexiko gekommen war, landeten auch Georg Hostinsky und Max Amarell. Letzterer stammte aus Prag, hatte Philosophie in Olmütz und Theologie in Prag studiert. In Mexiko wirkte er in Tecpari und Sonora. Hostinky war Mährer und erhielt in Mexiko die Mission unter den Tarahumaren zugeteilt. Er ist der Verfasser eines Buches „Ophirium“, welches der Melniker P. Eymmer mit einem uns erhaltenen Begleitschreiben an den Superior des Professhauses in Prag schickte.

Dieser Wenzel Eymmer hatte das Gymnasium in Krummau besucht, war 1678 in Brünn in den Orden eingetreten und 1691 nach Mexiko gekommen. Von ihm ist uns ein Brief überliefert, den er an „R. P Joannem Walt, des Professhauses zu Kleinprag in Böhmen Probst“ sandte und worin es heißt: „Übrigens lebe ich mit meinen Indianern / und sie mit mir / gantz vergnügt / welche mich so wohl allhier

als auf meiner vorigen Stelle alle lieb und werth haben. Zu Ariziar-
schick und Tomotschick habe ich hundert erwachsene / hier aber zu
Papikotschick innerhalb drey Monaten dreysig betagte Personen /
nebest einer großen Zahl Kindern getaufft. Ich bin / sag ich / sowohl
mit meiner vorigen, als auch mit der gegenwärtigen Christenheit
wohl zufrieden, denn diese, wo ich jetzt bin, haben mich durch
eigene Botten mich von unserem Superiore, R. P. Joseph Neumann
nahmentlich begehrt.“ Auch in der Person des Autors eines in Mexiko
verbreiteten Handbuches der Heilpflanzen, Juan de Esteyneffer,
verbirgt sich ein Missionar aus unserer Heimat: Johann Steinhöfer.
Er gehört zu den bekanntesten Missionsapothekern der Barockzeit.
Renée Gickelhorn nennt ihn in ihrem Buch *Missionsapotheker.
Deutsche Pharmazeuten im Lateinamerika des 17. und 18. Jahr-
hunderts* (Stuttgart 1973), in dem sie acht Persönlichkeiten vorstellt,
von denen, wie Steinhöfer, fünf aus der böhmischen Jesuitenprovinz
stammen. Geboren im mährischen Iglau besuchte er das Jesuiten-
gymnasium seiner Heimatstadt und trat am 27. September 1684 in
den Jesuitenorden ein. Er sprach Deutsch, Tschechisch und Latein,
wie er in seinem in Rom erhaltenen Bittbrief an den General des
Ordens schreibt, den er am 5. Juli 1691 von Brünn aus um Entsen-
dung in die Mission bat. Er war ausgebildeter Apotheker, wollte
aber im Orden Laienbruder bleiben. Als Apotheker arbeitete er in
Brünn im Kolleg, ehe er 1692 nach Mexiko geschickt wurde. 1695
wird er bereits in Briefen seiner dortigen Ordensoberen nach Rom
als Mitarbeiter des Trientiner P. Eusebius Kino (Kühn) genannt.
1697 begleitete er den Beichtvater des Vizekönigs von Neuspanien,
wie Mexiko damals hieß, nach Madrid, wo er am 2. Februar 1698
seine letzten Gelübde ablegte. Nach der Rückkehr arbeitete er in der
Pimeria alta und begleitete P. Eusebius Kino bei Forschungsreisen.
Im Ordenskatalog der mexikanischen Jesuitenprovinz taucht er
1708 als Wanderarzt auf, als „medico de los misioneros“. 1709 ist er
auf dem Weg in die Missionen von Mátare, Tecoripa und Arizpe in
Sonora, 1720 in Sinoquipe. 1714 weilt er als Medicus missionarius in
der Mission der hl. Märtyrer in Sonora, 1710 in Sinoquipe. Am 2. April
1716 stirbt er in Yécora. Briefe von ihm sind erhalten.

Bekannt aber wurde Steinhöfer, der in Mexiko als Juan Esteyneffer
geführt wurde, durch sein medizinisches Handbuch *Florilegio medi-
cinal*, das 1712 in Mexico Ciudad erstmals in spanischer Sprache
gedruckt wurde, und 1729 und 1732 in Madrid, 1754 in Antwerpen
und 1888 erneut in Mexiko Neuauflagen erlebte. Der genaue Titel
lautet: *Medizinisches Florilegium aller Krankheiten, geschöpft
aus verschiedenen klassischen Autoren zum Wohl der Armen, die
keine Ärzte haben, und speziell für entlegene Provinzen, in denen
die Hochw. Patres der Gesellschaft Jesu wirken. Aufgeteilt in drei*

(1712)

FLORILEGIO MEDICINAL

DE TODAS LAS ENFERMEDADES,

SACADO DE VARIOS, Y CLASICOS AUTORES,
para bien de los pobres, y de los que tienen falta de Medicos,
en particular para las Provincias remotas, en donde admi-
nistran los RR. PP. Misioneros de la
Compañia de Jesus.

REDUCIDO A TRES LIBROS, EL PRIMERO DE MEDICINA;
el segundo de Cirugia, con un Appendix que pertenece al modo de san-
grar, abrir, y curar fuentes, aplicar ventosas, y sanguijuelas; el tercero
contiene un Catalogo de los Medicamentos usuales que
se hacen en la Botica, con el modo
de componerlos.

ESCRITO

POR EL HERMANO JUAN DE ESTBYNEFFER,
*Coadjutor formado de la Sagrada Compañia de Jesus, y natural
de Silesia en el Reyno de Bohemia.*

DEDICADO
A MARIA SANTISSIMA DE VALVANERA.

CON LICENCIA:

En Mexico, por los Herederos de Juan Joseph Guillena Carrascosa,
año de 1712. y por su Original en el año de 1719. á costa de Don
Domingo Saenz Pablo, Familiar del Santo Oficio, y Vecino de Mexico,
hallarale en sus Librerias, calles de Santo Domingo, y Escalerillas.

EN MADRID: POR ALONSO BALVAS.

*Das von Pater Johann Steinhöfer aus Iglau
1712 in Mexiko gedruckte medizinische Handbuch
erlebte in Mexiko, Madrid und Antwerpen
mehrere Auflagen.*

Bänden: Der erste über Medizin, der zweite über Chirurgie mit einem Anhang, wie man einen Aderlass durchführt, schwärende Wunden öffnet und heilt sowie Schröpfköpfe und Blutegel ansetzt. Das dritte Buch enthält einen Katalog gebräuchlicher Medikamente, die man in den Apotheken herstellt, und man sie zubereitet. An der Fakultät für Chemie und Medizin in München hat Irmgard Schuler 1973 eine Dissertation über dieses *Florilegio medicinal* eingereicht und *Leben und Werk des deutschmährischen Gelehrten Johann Steinhöfer* gewürdigt. Frau Schuler ließ im Rahmen ihrer Forschungen auch handschriftliche Aufzeichnungen des Jesuitenbruders einer graphologischen Analyse unterziehen, bei der Fachgraphologen über Steinhöfer urteilten: „Insgesamt ... eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit, ein Mensch, wie man ihn in dieser Art, auch in dem Ausmaß, wie er innere und äußere Spannungen erträgt, im heutigen Zeitalter nicht mehr antrifft.“

Genannt werden müssen auch Ignaz Tirsch aus Komotau und Wenzel Linck aus Joachimsthal, wahre Pioniere Kaliforniens, die hier bis zur Aufhebung des Jesuitenordens tätig waren. Ignaz Tirsch kam um 1755 nach Mexiko und war Oberer in der Reduktion Santiago. Mit ihm kam sein Landsmann und Mitbruder Linck. Er wurde am 29. März 1735 geboren, trat 1754 in die Gesellschaft Jesu ein und wurde bereits als 19jähriger nach Mexiko geschickt. 1762 sandten ihn seine Oberen nach Kalifornien, wo er die Reduktion San Borgias begründete und führte und auf ausgedehnten Reisen das Land erforschte. Eine *Relatio de California*, die er 1763 schrieb, veröffentlichte der Nürnberger Gelehrte Christoph Gottlieb von Murr in seinem Journal, sowie 1811 in Halle im zweiten Teil seiner *Nachrichten von verschiedenen Ländern des Spanischen Amerika*. 1766 drang Linck bis an den Rio Colorado vor.

Zeitgenossen, wie J. J. Baegert in seinen *Nachrichten von Californien* sowie Fr. Clavigero im zweiten Teil seiner in Venedig 1789 gedruckten *Storia della California*, haben diese Reise gewürdigt.

Als 1767 die Gesellschaft Jesu aus Mexiko vertrieben wird, sind unter den damals Deportierten ebenfalls Sudetendeutsche. Da ist Mathias Steffel zu nennen, der ebenfalls in Iglau geboren wurde und schon nach dem Noviziat als 21jähriger 1755 nach Mexiko gesandt wurde, wo er bis zur Vertreibung 1767 arbeitete. In der Heimat veröffentlichte er 1791 in Brünn ein *Tarahumarisches Wörterbuch nebst einigen Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen der Tarahumaren in Neu-Biscaya in der Audiencia Guataxara im Vize-Königreich Alt-Mexiko oder Neu-Spanien*. Es wurde 1811 auch in Halle in den 2. Band von Chr. G. von Murrs *Nachrichten von verschiedenen Ländern des Spanischen Amerika* aufgenommen und galt lange in Europa als das wichtigste Werk über die Tarahumarasprache.

Wenn wir noch einen Blick ins 19. Jahrhundert werfen, so begegnet uns in Yucatan der Prager Maler Waldeck, der „erste wirkliche kompetente Forscher, der sich mit den Monumenten Zentralamerikas beschäftigte.“ Johann Friedrich von Waldeck wurde 1766 in Prag geboren, ging früh nach Frankreich und führte ein abenteuerliches Leben, das ihn durch Afrika und Lateinamerika führte. In Yucatan zeichnete er die imposanten Denkmäler der Maya-Kultur und veröffentlichte darüber das Buch *Malerische und archäologische Reise in die Provinz Yucatan*, das wegen seiner handkolorierten Stiche mit einer Goldmedaille der Pariser Société de Géographie ausgezeichnet wurde.

Als 1864 der jüngere Bruder Kaiser Franz Josephs, Maximilian, die ihm von Napoleon III. angebotene Kaiserwürde von Mexiko annahm, kamen neben deutschen Einwanderern vor allem auch deutsche Soldaten nach Mexiko. Im österreichischen Freikorps, das 1864 einen General, 222 Offiziere und 6369 Mann an Freiwilligen zählte und denen 1865 noch 1200 Freiwillige folgten, waren unter den Vertretern aller Gebiete der Donaumonarchie auch viele Soldaten aus Böhmen, Mähren und Schlesien.

Mancher fiel fern der Heimat im Kampf für Kaiser Maximilian, so Oskar Graf Auersperg aus Prag, der als Leutnant ins Korps eingetreten war und bei Tlapacoyan tödlich verwundet wurde.

In jener Schlacht fiel auch Albert Radl aus Keig in Böhmen. Beim Überfall auf Bagdad (Matamoros) starb der Kadett-Oberjäger Ignaz Seuchter aus Deutsch-Bubau. Andere erlitten in diesen Kämpfen schwere Verwundungen wie zum Beispiel Eugen Hammer aus Deutsch-Gabel, der als Hauptmann beim Ausfall aus Mexiko-Stadt schwer verwundet zusammenbrach. Ein ähnliches Schicksal erlitten Anton Hartmann von Harfenthal aus Königgrätz im Gefecht bei Huahuaxtla und der Brünner Graf Herbertstein bei Tesiutalan, andere gerieten in republikanische Gefangenschaft wie Ernst Malburg aus Smirnitz (Böhmen), der als Major eines Husarenregiments bei Queretaro gefangen wurde. Alle aber trugen sie hohe mexikanische Auszeichnungen, Orden und Medaillen wegen ihres Einsatzes für den Kaiser.

Außer den bereits genannten Gefallenen und Verwundeten, die alle hochdekoriert waren, erhielten unter anderem das Ritterkreuz des Guadalupe-Ordens der Korps-Adjutant Benda aus Chlumetz, der Olmützer Husarenrittmeister Artur Dolezel (der auch das Offizierskreuz dieses Ordens trug), Ulanenrittmeister Ernst Graf Fünfkirchen aus Morawetz in Mähren, Oberleutnant Mathias Graf aus Közlersdorf und Wenzel Miese Edler von Zeileisen aus Eule in Böhmen.

Der Leibarzt des Kaisers, der bis zuletzt bei ihm blieb, der Hauptmann und Oberarzt Dr. Samuel Basch, war ein Prager Jude.



*Wilhelm Knechtel (1837-1924)
war bereits Hofgärtner im
Schloss Miramar bei Triest und
begleitete Kaiser Maximilian
nach Mexiko.*



*Das Schloss in Chapultepec, dessen Park Wilhelm Knechtel
für Kaiser Maximilian gestaltete*

Die meisten von ihnen kehrten in die Heimat zurück, als Maximilians Sache verloren und der Kaiser von Mexiko am 19. Juni 1867 um sieben Uhr morgens neben seinen Generälen Mejia und Miramon unter den sechs Schüssen des Hinrichtungskommandos zusammenbrach.

Unter diesen Heimkehrern war auch der k. u. k. Leib- und Feldapotheker Carl Lerch aus Leitmeritz, der nach seiner Rückkehr „k. u. k. Medicamentenofficial 1. Klasse und Apotheker im Garnisonsspital Nr. 10 in Innsbruck“ wurde. Die Erinnerungsstücke seines Mexikoabenteuers – Säbel, mexikanische Münzen, Briefe und Dokumente – sind noch im Eigentum der Familie Lerch in der Innsbrucker Mozartstraße 115. Hubert Gundolf hat diesen Wahlinsbrucker 1972 in sein Buch *Tiroler in aller Welt* aufgenommen. Aufgrund seiner böhmischen Heimat ist Lerch aber nie gewürdigt worden. Das geschah aber für einen Nordböhmer, Wilhelm Knechtel, der als Gärtner bereits im Schloss Miramar für Erzherzog Maximilian gearbeitet hatte und dem Kaiser nach Mexiko folgte. Sein Großneffe, Erhard F. Knechtel, hat uns eine Lebensbeschreibung dieses Mannes geboten, dessen Parkanlagen noch heute die Besucher begeistern. Das Buch trägt den Titel: *Wilhelm Knechtel – Von Nordböhmen über Mexiko nach Rumänien: Vom Gärtnerlehrling zum königlichen Gartendirektor in Bukarest*. Reich illustriert schildert Knechtel das Leben seines Großonkels und bringt dazu einen Anhang aus dem Nachlass Wilhelm Knechtels. Es gelingt Erhard Knechtel, weltgeschichtliche Bezüge einzuflechten, auch im weiteren Lebensgang seines Großonkels. *Von Miramar nach Veracruz* hat der Gartenbaumeister seine handschriftlichen Aufzeichnungen überschrieben, denn als Erzherzog Maximilian die mexikanische Kaiserkrone annimmt, geht auch Knechtel mit ihm auf der Fregatte „Novara“ nach Mexiko. Hier gestaltete Knechtel nicht nur den Park beim Schloss Chapultepec, sondern bleibt auch ein Vertrauter des Kaisers bis zu dessen Tode unter den Schüssen des Hinrichtungskommandos des von den USA unterstützten Benito Juarez. Nach dem Ende Maximilians kehrt Knechtel nach Europa zurück und wird Gärtner und Aufseher auf der Insel Lacroma bei Ragusa, heute den Touristen als Insel Lokrum bei Dubrovnik bekannt. 1869 beginnt seine Tätigkeit in Rumänien als Schlossgärtner und königlicher Gartendirektor in Bukarest bis zu seinem Tode 1924. Nicht nur die Sudetendeutschen, sondern alle an Geschichte interessierten Deutschen müssen Erhard Knechtel dankbar sein, uns das Leben seines Großonkels in diesem Buch so fundiert dargestellt zu haben, das noch erhältlich ist.

Rudolf Grulich

„...des Lebens tiefster Sinn.“

Leben und Sterben eines jungen Böhmerwäldlers

Im Archiv unseres Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen – Mähren – Schlesien ist unter vielen anderen handschriftlichen Quellen auch das Tagebuch eines Böhmerwäldlers erhalten, der 1942 als 23jähriger in Russland fiel: Matthias Grall. „Das Opfer und die Liebe sind des Lebens tiefster Sinn“, so beginnt der junge Grall sein Tagebuch.

Grall wurde am 4. Januar 1919 als zweites Kind einer Bauernfamilie in Hirschau geboren, aber schon 1920 starb sein Vater Anton, der krank aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekehrt war. Um den Hof zu erhalten, heiratete die Mutter wieder und so bekam Matthias noch acht Stiefgeschwister. „Wo wäre ich jetzt“, so schreibt er später im Tagebuch, „wenn ich nicht eine so harte und notvolle Jugendzeit hinter mir hätte! Gerade diese Not hat manches in mir zurückgehalten, was mir zum Unheil geworden wäre; manches aber und gerade das Tiefste in mir, der Glaube, ist durch die Not und Leid zur Klärung und Festigung gekommen.“

Nach der zweiklassigen Volksschule seines Heimatdorfes besuchte Matthias das Gymnasium in Krummau, wo er 1938 maturierte. Dann ging er zunächst zum Theologiestudium nach Regensburg, wechselte aber 1939 nach Prag. Dort hatte Professor Adolf Kindermann 1939 ein deutsches Priesterseminar ins Leben gerufen. Bis 1938 gab es zwar zwei theologische Fakultäten auf den beiden Universitäten, der Deutschen Universität und der tschechischen Karls-Universität, das Priesterseminar war aber beiden Völkern gemeinsam gewesen. Da nach dem Münchner Abkommen und dem Anschluss des Sudetenlandes an das Deutsche Reich die Zukunft der deutschen Fakultät in Prag unsicher war, hatten sich viele Priesterkandidaten an reichsdeutsche Fakultäten und Seminare gewandt.

Schon im Herbst 1940 wurde Matthias zur Wehrmacht einberufen und kämpfte zunächst an der Westfront in Frankreich, dann 1941 in Russland, wo er für seine soldatische Pflichterfüllung das Eiserne Kreuz erhielt. Im Juni 1942 hatte er Heimaturlaub und notierte in sein Tagebuch: „Herbe und verhangen waren meine Waldberge – grad als wollten sie Abschied nehmen für immer.“

Am 30. September 1942 schrieb der Hauptmann und Chef der Stabskompanie I. R. 481 unter der Feldpostnummer 06024 an die Mutter, er müsse „leider die schmerzliche Mitteilung machen, daß Ihr Sohn, der Gefreite Matthias Grall, geboren am 4.1.1919, während der schweren Abwehrkämpfe im Raume südöstlich von Rshew am 22.9.1942 bei dem Orte Sbojewo in treuer Pflichterfüllung den Helden-

tot fand.“ Matthias wurde auf dem Soldatenfriedhof Metwedowo begraben. Sein Tagebuch, seine erhaltenen Briefe an die Mutter, aber auch an Rektor Kindermann in Prag, zeigen uns eine außergewöhnliche Persönlichkeit.

Am 22. Oktober 1939 schreibt er: „... Immer wieder kommen Stunden, wo ich glaube, alles in mir sei am Zerbrechen. Nicht die äußeren Sorgen sind ja die schwersten, sondern der stete Kampf um die innere Bereitschaft für Christus, dieses ‚Seid nüchtern und wachsam!‘ fordert die meisten Kräfte. Aber dennoch will ich weiter glauben, daß Gott mich gerufen hat und daß Er diesen Ruf immer wieder in mir laut werden läßt bis zur Klärung und Reife. Wenn wir nur den Glauben hätten, wie Christus ihn gefordert, dann wäre ja alles gut. So aber vertrauen wir viel zu viel auf unser trügerisches Ich und viel zu wenig auf Gott, den letzten Grund und Halt.“

An der Westfront liest er Guardinis Bücher und notiert: „Quickborn ist wirklich ein Jungbrunnen für unsere katholische Jugend geworden. Guardini und den Kreis um ihn kenne ich natürlich auch schon. Guardinis Bücher sind klar und tief wie die Seen meiner Heimat und man spürt, daß sie aus einer großen Stille kommen. Selbst wenn uns Guardini nicht mehr gegeben hätte als seinen ‚Kreuzweg‘ und die ‚Heiligen Zeichen‘ hätte er uns viel geschenkt. Ich habe mir auch noch voriges Jahr den ‚Herrn‘ von ihm gekauft. Er hat in der heutigen deutschen Theologie ein gutes Wort mitzureden. Auch Walter Flex ist mir schon lange ein guter Freund und Wegbereiter.“

Matthias Grall war ein echter Böhmerwälder, denn immer denkt er an die Heimat: „Die ganze Eigenart meiner Heimat hat mein Wesen mitbestimmt. Diese wogenden Felder, die heimeligen stillen Wasser, das tiefe schwere Rauschen der Bergbäume, die weiten Auen, alles umschließend die Waldberge – all das klingt in mir auf.“

Rektor Adolf Kindermann hatte Matthias sehr geschätzt. Als er vom Tod seines Zöglings erfährt, schreibt er den anderen Theologen: „Ihr könnt Euch denken, wie unser Herz bei dieser Nachricht blutet, und wie es immer noch blutet.“ Oft sprach er Jahrzehnte nach dem Krieg von Matthias. Er plante auch, dessen Tagebuch und Briefe herauszugeben. Es würde sich heute lohnen, denn die Aussage des Frühvollendeten könnten auf Seminaristen und Theologiestudenten, aber auch auf viele andere Jugendliche tiefe Wirkung auszuüben. Ein Lebensbild von ihm, sein Tagebuch und Briefauszüge würden den Sudetendeutschen den Menschen Matthias Grall nahebringen, der seine Heimat liebte und sein Leben Gott opferte. Er legte „seine ganze Persönlichkeit, sein ganzes Ich vorbehaltlos in Gottes Hände“.

Rudolf Grulich

Memoiren von Gräfin Mitsu Coudenhove-Kalergi

Richard Graf Coudenhove-Kalergi ist vielen als „Paneuropäer“ bekannt, aber nur wenige wissen, dass er in Tokio geboren wurde und dass seine Mutter Japanerin war. Sein Vater, Heinrich Graf Coudenhove, kam 1891 als österreichischer Legationssekretär nach Tokio. Dort heiratete er ein Jahr später Mitsuko Aoyama, geboren 1874. Sie war die Tochter eines Kaufmanns. 1896 kehrte er mit seiner japanischen Gemahlin und zwei Söhnen, Johannes und Richard, nach Europa zurück und wählte das Schloss Ronsperg zu seinem Wohnsitz. Dort wurden dem gräflichen Paar noch fünf Kinder geboren, zwei Buben und drei Mädchen. Von den Kindern wurden



zwei weit über Böhmen hinaus bekannt: Richard als Begründer der Paneuropa-Bewegung und Ida Friederike als katholische Schriftstellerin. Nach dem frühen und plötzlichen Tod von Graf Heinrich 1906 zog die Gräfin mit ihrer Familie nach Stockau und verwaltete bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes Johannes die gräflichen Güter in Böhmen und Ungarn. Dann übersiedelte sie 1922 nach Mödling bei Wien, wo sie, betreut von ihrer Tochter Olga, bis zu ihrem Tode am 27. August 1941 sehr zurückgezogen lebte.

Hier diktierte sie Olga ihre Memoiren. Diese widmete sie zum 40. Geburtstag am 15. September 1933 ihrem „innig geliebten Sohn Hansi und Segen für ihn und Lilly und Pixie von ganzen Herzen in inniger Liebe“. Von den drei Bänden in Heftform wurden Auszüge aus den ersten zwei im deutschen Originaltext ediert und auch ins Tschechische übersetzt. Der dritte Band enthält Übersetzungen von japanischen Gedichten und Artikeln aus verschiedenen Zeitschriften.

In ihren Erinnerungen erzählt Gräfin Mitsuko von ihren Begegnungen mit bekannten Zeitgenossen, etwa mit dem Maler Franz Lenbach, mit Cosima Wagner in Bayreuth, mit dem Reichsverweser von Ungarn Nikolaus von Horthy und von einer Audienz bei Papst Leo XIII. Sie berichtet auch aus der Welt der königlichen und kaiserlichen Hoheiten und ist damit eine wertvolle Zeugin für eine längst vergangene Epoche. So trifft sie Kaiser Franz Joseph in Prag im Palais des damaligen Landmarschalls in Böhmen, Fürst Georg Lobkowitz,

und erzählt voll Stolz, dass die Zeitungen berichtet hätten, dass sich Seine kaiserliche Majestät sehr lange mit ihr unterhalten habe.

In einigen Abschnitten erfahren wir auch mehr über ihre persönlichen Einstellungen zu ihrer Heimat und zur europäischen Kultur. So widmet sie „als treue Österreicherin und fanatische Japanerin“ dem Andenken an Altbundeskanzler Prälat Ignaz Seipel ein Kapitel.

Am Anfang ihrer Memoiren steht eine Audienz bei „Ihren kaiserlichen Hoheiten Prinz und Prinzessin Takamatsu“ 1931 in Wien. Der Prinz ist Bruder des damals herrschenden Kaisers von Japan. Sie bekennt hier, dass sie all die 40 Jahre, die sie von ihrer Heimat fern sei, in Gedanken immer in Japan gelebt habe. Vor der Abreise mit ihrem Gemahl nach Europa habe die Kaiserin sie allein empfangen und ihr einen elfenbeinernen großen Fächer mit langen Quasten, golden und weiß, geschenkt. Die Kaiserin habe ihr dabei aufgetragen, als Gräfin Coudenhove in Europa dem japanischen Kaiserreich Ehre zu machen. Und Mitsu habe den „hohen Befehl Ihrer Majestät“ und ihren Schwur „wie ein Morgengebet erneuert“. Als sie nach dem Tode ihres Gatten die Verwaltung der Güter übernehmen musste, habe sie sich „der Ehre für das japanische Kaiserreich wegen“ um Gerechtigkeit gegenüber allen Menschen bemüht und getrachtet, jedem, vom „Pferdeknecht bis zum Güteradministrator“, gerecht zu werden. Auf die Fragen der kaiserlichen Hoheiten zur Kindererziehung, habe sie gesagt, sie habe immer zwei Monate voraus gelernt, was den Kindern von Gouvernanten und Lehrern beigebracht wurde, „wie ein Rennpferd war das“. Sie wollte sich dieselbe Bildung aneignen wie eine europäische Mutter.

Dass sie ihre Bindung zur Heimat nie abreißen ließ, bringt sie mit einem Gedicht zum Ausdruck („in japanischer Sprache in 31 Silben gereimt“), das in deutscher Übersetzung lautet: „Wenn auch mein Körper verwest am Ufer der Donau, mein innigster Wunsch, mein Geist bleibt echt japanisch.“ Gräfin Mitsu hat auch gerne gemalt. So finden wir in ihren Memoiren neben Aquarellen von der heute nicht mehr existierenden Christophorus-Kapelle vom Dianahof auch ein Bild von der Klosterkirche Stockau. Übertragen wurde die Handschrift von Mgr. Alena Vondrusová und Mgr. Ladislava Vánová, die Übersetzung und sprachliche Bearbeitung besorgte Alena Vondrusová.

Herausgegeben wurden die Erinnerungen im deutschen Original und in tschechischer Übersetzung unter dem tschechischen und deutschen Titel: *Memoiren von Gräfin Mitsu Coudenhove-Kalergi, die auf dem Schloss Ronsperg gelebt hat. – Westböhmen – Historischer Führer Nr. 15* vom Verlag Český les in Taus 2006.

Die japanische Schriftstellerin Masumi Böttcher-Muraki, die seit den Siebziger Jahren in München lebt, hat sich mit Erfolg bemüht, das Andenken an eine der ersten Japanerinnen, die nach Europa heira-

teten, wach zu halten. So setzte sie sich auch für eine Renovierung des Schlosses Ronsperg ein, wo Mitsuko mit ihrem Gemahl Graf Heinrich gelebt hat. Der Stadtrat von Ronsperg hat ihr für ihren Einsatz mit der Verleihung der Ehrenbürgerwürde gedankt. Im Sommer 2015 ließ sie durch japanische Gärtner im Schlosspark zur Erinnerung an Mitsuko den „Coudenhove-Kalergi-Zengarten des Friedens“ errichten.

Franz Bauer

Ein gefährliches Minderheitenpotential:

Die Russen müssen als Volksgruppen und Minderheiten leben lernen

Seit einem Vierteljahrhundert ist zwar die Sowjetunion aufgelöst und in fünfzehn verschiedene selbstständige Staaten zerfallen, von denen noch zahlreiche die GUS, die Gemeinschaft unabhängiger Staaten, bilden. Die drei baltischen Länder und Georgien waren von Anfang an nicht in der GUS, Aserbaidschan durch einen Parlamentsbeschluss daraus ausgetreten. Bald aber mussten Georgien und Aserbaidschan unter starkem Druck Moskaus (wieder) GUS-Mitglieder werden. Heute ist die Krim von Moskau okkupiert und es herrscht Krieg in der Ostukraine.

Keiner der fünfzehn neuen Nachfolgestaaten der alten UdSSR ist ein echter Nationalstaat geworden, nicht einmal Russland, das sich offiziell *Russländische Föderation* nennt und wo 16 autonome Republiken den Namen von nichtrussischen Völkern tragen. Auch in Russland machen die 120 Millionen Russen nur 80 Prozent der Bevölkerung aus, d. h. dass dort rund 30 Millionen Nichtrussen leben. Fast ebenso viele Russen leben außerhalb Russlands, davon elf Millionen in der Ukraine, über sechs Millionen in Kasachstan. Das sind Größenordnungen, die oft die Einwohnerzahl europäischer Völker und Staaten übersteigen. Konkret heißt das, dass in der Ukraine mehr Russen leben als es Finnen in Finnland gibt und dass die Zahl der Russen in Kasachstan immer noch größer ist als die Zahl der Dänen, Schweizer oder Norweger in ihren jeweiligen Staaten. Der Anteil der Russen an der Gesamtbevölkerung beträgt in Kasachstan immerhin 37,8 Prozent und in der Ukraine 22,1 Prozent. Weit über eine Million Russen gibt es auch in Usbekistan (1,65 Mio.), wo sie 33,9 Prozent der Gesamtbevölkerung betragen. Mehrere Hunderttausend Russen leben in den anderen nun selbstständigen Staaten, nur in Armenien gibt es lediglich 51 000 Russen, die nur 1,6 Prozent der Bevölkerung ausmachen. In allen anderen Staaten ist die Gesamtzahl der Russen um das Mehrfache größer als die Zahl bekannter europäischer Minderheiten, etwa

der deutschsprachigen Südtiroler oder der Deutschen Gemeinschaft in Ostbelgien oder der Deutschen im dänischen Nordschleswig.

Eine besonders kritische Situation herrschte in den ersten Jahren der Unabhängigkeit in manchen Hauptstädten der neuen Länder, wo die Russen in der alten Hauptstadt Kasachstans Alma Ata, in Bischkek in Kirgistan oder in Riga die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten und auch in Reval etwa die Hälfte der Bevölkerung stellten.

Unter den sechzehn autonomen Republiken der Russländischen Föderation strebten einige nach Selbständigkeit wie Tschetschenien, das mehrfach von der Russischen Regierung mit Krieg überzogen wurde, aber auch Tatarstan oder Baschkortistan, d. h. Tatarien und Baschkirien, wie unsere gewohnten Bezeichnungen lauten.

In Udmurtien macht die eine Million Russen ebenso wie in Burjätien, in der Komi-Republik und anderen Republiken die Mehrheit der Bevölkerung aus.

Rudolf Grulich

Der 81. Katholikentag in Bamberg und die Vertriebenen

„Wir haben betont, dass die Katholikentage seit jeher integrieren und zusammenführen wollen“, so die Aussage des Generalsekretärs des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Dr. Stefan Vesper, in der *Mittelbayerische* vom 19. November 2011. In diesem Artikel nimmt er Stellung zur Entscheidung für Regensburg als Austragungsort des 99. Katholikentages 2014. Integrieren und zusammenführen - es gibt keine passenderen Stichworte, auch nicht zum 81. Katholikentag 1966, der in Bamberg stattfand. Während dieser Katholikentag als erster nach dem abgeschlossenen Zweiten Vatikanischen Konzil bereits im Vorfeld in den Medien gefeiert wurde, führten Vertreter des Komitees für den Katholikentag und Prälat Dr. Franz Wagner eine schriftliche hitzige Debatte über einen Vertriebenengottesdienst, der in das Programm aufgenommen werden sollte. Was war der Auslöser?

Leider liegt die vollständige Korrespondenz zwischen Wagner und Theodor Hauth, dem damaligen Präsidenten des Oberlandesgerichts in Bamberg, nicht mehr vor. Die Diskussion beginnt daher mit einem Schreiben des Vorsitzenden der Programmkommission, Michael Arndt, vom 22. November 1965, in welchem er Wagner mitteilt, dass beim 81. Katholikentag keine Sonderveranstaltungen kirchlicher Verbände ins Programm aufgenommen würden, handschriftlich ergänzt er, dass „nur für Naturstände (alte Leute, Volksschüler und Höhere Schüler, Frauen)“ Sondergottesdienste vorgesehen seien. Arndt begründet diesen Beschluss mit der Knappheit an Übernachtungsmöglichkeiten, die „nur für die geladenen und ständigen Besu-

cher“ ausreichen würden. Aus diesen Gründen sei ein Gottesdienst für die Heimatvertriebenen nicht möglich.

Auf den ersten Blick scheint diese Begründung vielleicht plausibel: zu wenig Platz, man möchte niemanden wegschicken etc. Doch bei der Durchsicht der Unterlagen im Nachlass von Prälat Wagner wird ersichtlich, wo sich die „empfindlichen Stellen“ bei den Heimatvertriebenen befanden. Das Antwortschreiben von Prälat Wagner vom 27. November 1965 zeigt, wo genau die wunden Punkte lagen, die zudem auch nachvollziehbar scheinen! Denn er nennt als ersten Grund für sein Nichtverständnis die Tatsache, dass die Heimatvertriebenen als kirchlicher Verband bezeichnet werden und verweist darauf, dass ein Drittel der Katholiken der Erzdiözese Bamberg Vertriebene seien, damit sei diese Gruppierung eher als „Naturstand“ einzuordnen, wie die Frauen und Kinder beispielsweise. Wagner verweist darauf, dass die Heimatvertriebenen auch bei allgemeiner Einladung kommen würden, ein Gottesdienst für diese Gruppierung würde daher sogar den Hauptgottesdienst entlasten. Wagner scheint es sogar als Ausgrenzung der Vertriebenen anzusehen, dass kein Gottesdienst für sie ins Programm aufgenommen wird.

Die Korrespondenz ist hier unterbrochen, aber in einer Nachricht vom 22. Januar 1966 von Prälat Kindermann an Wagner erhalten wir Kenntnis darüber, dass ein Brief an Erzbischof Schneider, Bischof Jansen und Fürst Löwenstein als Präsident des Zentralkomitees des Deutschen Katholikentags wohl Erfolg hatte und den Heimatvertriebenen wenigstens das Abhalten eines Gottesdienstes sowie einer außerkirchlichen Feier vor der Kirche gestattet wurde. In einem weiteren Schreiben in diesem Zusammenhang beschwichtigte Kindermann seinen Kollegen Wagner mit den Worten „Bitte auch das Bamberger Komitee in diesem Sinne zu beruhigen. Wir nehmen ihnen kein einziges Bett weg.“ Offenbar jedoch genügte Wagner der Kompromiss nicht, denn mit Datum vom 4. April 1966 ging abermals ein Schreiben von Theodor Hauth bei ihm ein, in dem Wagner darauf aufmerksam gemacht wird, dass „Bamberg nicht nur mit Übernachtungsmöglichkeiten, sondern auch mit der Aufnahme von bestgeeigneten Veranstaltungen und mit dem Raum für den Aufenthalt von Gruppen geizen“ müsse. Hauth schreibt weiter: „Verstehen Sie bitte, dass ein längeres Verweilen der Heimatvertriebenen im Laufe des Samstag uns Speise- und Aufenthaltsräume für die Katholikentagsteilnehmer beschränkt.“ Weiter unten im Schreiben stellt Hauth klar: „Ihr Programm muss also lauten: Samstag 10.00 Uhr Gottesdienst in der Michaelskirche, anschließend eine, auf etwa eine Stunde begrenzte Gelegenheit des ungezwungenen Gedankenaustausches; die von Ihnen vorgeschlagene Andacht mit Predigt muss außer Betracht bleiben. Ich bitte Sie zu bedenken, dass das Katholikentagsprogramm

im ganzen keine Begegnungen, insbesondere landsmannschaftlicher Art, enthält [...].“

Die Antwort Wagners ließ nicht lange auf sich warten. Schon mit Nachricht vom 11. April 1966 stellt er dem Komitee folgendermaßen dar: „[...] Ich ersehe daraus, dass die Heimatvertriebenen am Samstag um 10.00 Uhr einen Gottesdienst in St. Michael haben werden (Bischof Jansen-Hildesheim). Dieser Gottesdienst dürfte mindestens bis 11.00 Uhr dauern. Dann dürfen die Heimatvertriebenen in den nahe liegenden Gasthäusern wie vom Komitee in einem früheren Schreiben vorgeschlagen, ungezwungen ihre Gedanken austauschen. Nach einer Stunde, das ist um 12.00 Uhr, müssen sie die Gasthäuser räumen für die ‚Katholikentagsteilnehmer‘. Die Heimatvertriebenen dürfen dann ihr mitgebrachtes (möchte ins Programm aufgenommen werden) Essen auf den Stufen von St. Michael einnehmen. Aus dem Schreiben ersehe ich auch, dass die Heimatvertriebenen keine Katholikentagsteilnehmer sind.“ Im weiteren Verlauf des Briefes lässt Wagner anklingen, wie wichtig für die Sudetendeutschen die Gelegenheiten seien, sich zu treffen und sich nach der Vertreibung wieder zu sehen. Er fügt auch an, dass bei den Wallfahrten in Vierzehnheiligen die Basilika nicht gereicht habe und daher Parallelgottesdienste im Freien abgehalten werden mussten. Um dem Komitee die Auswirkungen seiner Beschlüsse auf die Befindlichkeit der Heimatvertriebenen aufzuzeigen, schreibt Wagner noch: „Ihr letztes Schreiben darf ich natürlich nicht zur Kenntnis der Heimatvertriebenen gelangen lassen, es gäbe sonst Aufregung. Man sagt, der katholische Gottesdienst beim letzten Sudetendeutschen Tag (nicht Katholikentag) sei der größte Gottesdienst im Freien gewesen, der je in Deutschland stattgefunden habe.“

Trotz der Bitte Wagners aus Rücksicht auf seine Nerven, nicht mehr zu schreiben, übermittelt Hauth dennoch eine Nachricht mit Schreiben vom 2. Mai 1966, in dem er klarstellt, dass es keinen Unterschied zwischen Heimatvertriebenen und Einheimischen gebe, sondern nur zwischen denen, die am allgemeinen Katholikentag teilnehmen würden und jenen, die eine Sonderveranstaltung plant. Das Zugeständnis von Fürst zu Löwenstein, nämlich einen eigenen Gottesdienst abhalten zu dürfen, solle als „ausgesprochenes Entgegenkommen“ gewertet werden.

Nach dem Katholikentag

In dem Buch, das vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken nach dem Katholikentag herausgegeben wurde, finden sich nicht nur das Programm und Berichte über die einzelnen stattgefundenen Veranstaltungen, sondern auch ein „Kleiner Kommentar zum Programm (aus dem Blickfeld nachher)“. Dieser kurze Text liest sich

wie eine Art Rechtfertigung der Veranstalter. Gleich im ersten Absatz wird auf folgendes hingewiesen: „Der Bamberger Katholikentag war der Versuch, einen großen Inhalt in einen kleinen Rahmen zu bringen. Mit viel Härte gegenüber Leuten, die es begreiflicher Weise anders wollten, haben die Veranstalter und Vorbereiter mit dem Rotstift am Programm gearbeitet. Die wunderbare Welt der Begegnung: Begegnung der Zehntausende, die dem gleichen Verband angehören, Begegnung der Zehntausende, die aus dem gleichen Land, insbesondere aus der gleichen Landsmannschaft kommen: all diese ganze wunderbare Welt wurde gestrichen. Der Reichtum der Auswahl, Veranstaltungen und Nebenveranstaltungen zu besuchen, wurde beschränkt, Fahrten in die Umgebung, um die Landschaft zu erleben, in der der Tag sich abspielt, fielen fast ganz aus. Man machte den Katholikentag äußerlich ärmer, um ihn innerlich auf der Höhe zu halten und in Bamberg zur Bewährung zu bringen.“

Warum „innerlich auf der Höhe halten“?

Diese Aussage spielt auf die Beschlüsse und Neuerungen aus dem Zweiten Vatikanischen Konzil an. Die Erneuerung der Kirche, ja der Wandel des kirchlichen Lebens zum Heute, in die Moderne – das war der Tenor dieses Konzils. Als wirklich wichtig wurden die Dogmen und die Heilige Schrift, besonders deren Auslegung als pastorale Aufgabe in der heutigen Zeit angesehen. In dem kleinen Kommentar wird als Anfangs- und Ausgangspunkt für den Katholikentag das Konzil gesehen, dessen Aussagen geradezu gelebt wurden. Dieser Passus erklärt sicherlich vieles und gerade auch den Satz von Theodor Haut „Ich bitte Sie zu bedenken, dass das Katholikentagsprogramm im ganzen keine Begegnungen, insbesondere landsmannschaftlicher Art, enthält“, den Wagner nicht nachvollziehen konnte.

Anhand dieser Korrespondenz – wenn sie auch unvollständig ist – wird ersichtlich, wie sensibel trotz aller Umstände die Thematik Vertriebene-Einheimische noch bis in die 60er Jahre war. Wie aus dem Buch über den Katholikentag ersichtlich wurde, war es nicht unbedingt ein Platz- oder Zeitproblem, das die Veranstalter zögern ließ, einen Vertriebenengottesdienst oder anderweitige Sonderveranstaltungen ins Programm aufzunehmen. Dieser Umbruch sollte in Bamberg zum Tragen kommen. Dabei wurde auf das „Innere“ der Kirche gesetzt und weniger auf das „Äußere“, also die Begegnung der Gläubigen untereinander. Dieser Umstand war jedoch offensichtlich einigen Gläubigen unbekannt, wie auch Wagner, der – sensibel gerade für Vertriebenenthemen – diese Begründung offenbar nicht sofort in Betracht zog.

Schlussendlich hatte Wagner doch seinen Willen erreicht: Der Gottesdienst für Heimatvertriebene fand am Samstag, 16. Juli 1966

um 10.00 Uhr in der St. Michaels-Kirche mit dem Zelebranten und Prediger Heinrich Maria Janssen, dem Bischof von Hildesheim, statt.

Julia Nagel

Die mährische Jüdin Fanny Neuda-Schmiedl

Auf Einladung der Bürgerinitiative *Respekt a tolerance* (Respekt und Toleranz) besuchten meine Frau, mein Enkel Miró und ich im vorigen Jahr jüdische Kulturstätten in Nordmähren. In Mährisch Aussee (Úsov) und Loschitz (Loštice) in der Nähe von Müglitz. Den vertriebenen Mähren sind beide Orte nicht so sehr durch jüdische Kulturdenkmäler bekannt. Mährisch Aussee wird überragt durch das gern besuchte Jagdschloss der Liechtensteiner und Loschitz kennt man als Zentrum der Olmützer Quargel-Produktion. Weder Jagdschloss noch die immer noch vorhandene Quargel-Produktionsstätten interessierten uns, sondern Plätze, wo einst jüdische Mitbürger lebten und ihre Kulturstätten, in denen einst vornehmlich Deutsch gesprochen wurde. In dem Vorsitzenden der Bürgerinitiative, Herrn Ludger Stipl, hatten wir einen sehr sachkundigen Erklärer dieser außerordentlich sehenswerten jüdischen Einrichtungen Nordmährens.

Einzigartig ist der jüdische Friedhof in Mährisch Aussee mit der deutschen und hebräischen Inschrift über der Eingangshalle: „Möge den Verstorbenen die Erde leicht sein“. Die Synagoge des Orts, die durch Nazi-Schergen verwüstet worden war, zwischenzeitlich ein Gebetshaus der Hussitischen Kirche, ist wieder restauriert und dient der Erinnerung an die einstmals große jüdische Gemeinde, die Ende des 19. Jahrhunderts in der Gemeinde von Mährisch Schönberg aufgegangen ist.

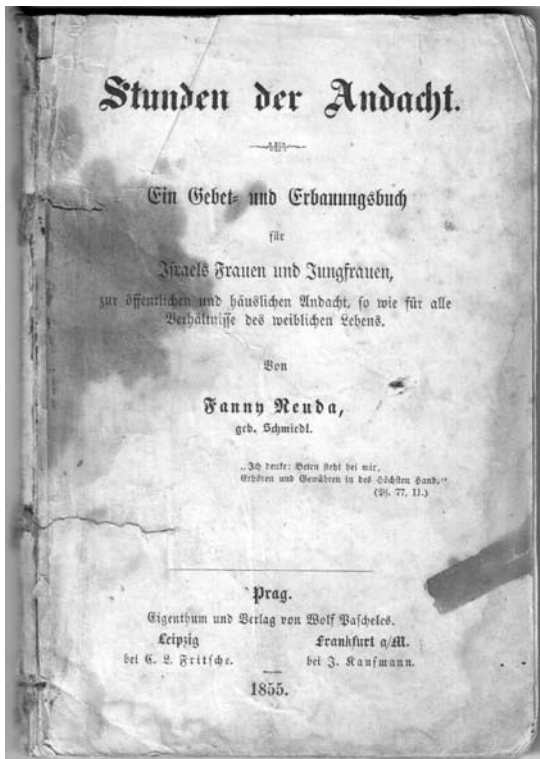
Die Synagoge in Loschitz blieb von der Schändung in der Reichspogromnacht durch die Nazis und ihre Helfer verschont. Sie lag im September 1938 noch außerhalb des Machtbereiches der Nationalsozialisten. Das etwa 5 km südlich von Müglitz liegende Loschitz gehörte damals zur „Resttschechel“, die aber alsbald zum Protektorat wurde. In der Protektoratszeit wurde die Synagoge geschlossen, die Kultgegenstände wurden zum Teil aber gerettet. Thorarollen waren in einer Nische im Gefängnis von Müräu versteckt worden und gelangten nach dem Krieg nach Illinois (USA). Auch nach dem Krieg diente die Synagoge lange Zeit als Lagerraum, sollte sogar abgerissen werden, bis die Bürgerinitiative *Respekt a tolerance* 2004/05 die Erneuerung ermöglichte. Die stilvoll restaurierte Synagoge dient heute vornehmlich als Versammlungsraum für kulturelle Veranstaltungen. Das Benutzen der drei vorhandenen Sitzbänke stimmte uns sehr nachdenklich. Sie stammen aus der 1939 vernichteten Synagoge von Olmütz. Die Sitz-

plätze der Bänke wurden den 80 Opfern des Holocausts aus Loschitz, Müglitz und Mährisch Aussee gewidmet.

Gleich am Eingang der Synagoge fällt eine Gedenktafel auf, die an eine Person erinnert, die im 19. Jahrhundert in Loschitz gelebt, gewirkt und gebetet hat: Fanny Neuda. Die Tafel wurde erst im September 2015 angebracht und unter Teilnahme zahlreicher Ehrengäste eingeweiht: Der tschechische Kulturminister, der israelische Botschafter und Mitglieder der Knesset waren nach Loschitz gekommen. Auch eine Delegation aus den Vereinigten Staaten mit Nachkommen des ehemaligen jüdischen Bürgers aus Müglitz, Dr. Dr. Othmar Ziegler. In den 60iger Jahren hatte er auf Deutsch eine Geschichte der Juden im Schönhengstgau verfasst, die in Ausschnitten kürzlich in den Schönhengster Heften veröffentlicht wurde. Mrs. Berkson, Ehefrau eines Rabbiners, und ein Nachkomme von Dr. Dr. Ziegler soll sich hocherfreut über eine von Herrn Stipl überreichte Kopie des Manuskripts ihres Großonkels gezeigt haben.

Wer war aber Fanny Neuda, zu deren Gedächtnis sich Menschen aus der weltweiten jüdischen Glaubensgemeinschaft in der kleinen mährischen Ortschaft Loschitz im September 2015 versammelten? Sie kamen, um einer sehr bedeutsamen jüdischen Mährerin zu gedenken und ihr die Ehre zu erweisen. Geboren wurde sie als Fanny Schmiedl am 6. März 1819 in der Nähe von Brünn. Sie wuchs auf in einer traditionellen jüdischen Familie im mährischen Lomnitz auf. Ihr Vater Juda Schmiedl war Rabbiner in der Gemeinde, und ihr Bruder Adolf Schmiedl wurde Rabbiner im mährischen Prossnitz (Prostějov) und später in Wien. Fanny heiratete Abraham Neuda, der wie sein Vater als Rabbiner in Loschitz wirkte und zahlreiche wissenschaftliche, theologische und geschichtliche Abhandlungen verfasste. Leider verstarb er aber schon sehr frühzeitig mit 42 Jahren. 1854 wurde seine Ehefrau Fanny mit 35 Jahren Witwe und hatte für ihre Söhne Moriz, Julius und Gotthold zu sorgen. Schon ein Jahr später erschien 1855 im Verlag Wolf Pascheles in Prag ihr Gebetbuch *Stunden der Andacht* mit mehr als 50 Gebeten. Im Untertitel heißt es: „*Ein Gebet und Erbauungsbuch für Israels Frauen und Jungfrauen zur öffentlichen und häuslichen Andacht*“. Der Verleger schreibt im Vorwort zu dem Buch: „... *Es ist das erste Mal, daß eine hochgebildete Frau als Verfasserin eines Andachtsbuches für Wochen-, Fest- und Fasttage in allen Verhältnissen des weiblichen Lebens auftritt. Ihr Werk hat schon im Manuscripte die beifälligste Beurtheilung der angesehensten Gelehrten gefunden, welche es mit den Bemerken empfahlen, daß ein so vollständiges Gebetbuch für öffentliche und häusliche Andacht, so glücklich ausgeführt, noch nicht erschienen, daß dessen gemüthliche Geist und Herz ansprechende Gebete, so wie die religiösen Betrachtungen über sich selbst, über Gott und die Ewigkeit, die es bringt,*

unübertrefflich seien. Die Verfasserin dieses Andachtsbuches hat den Beweis geliefert, daß eine Frau die beste Dolmetscherin des weiblichen Herzens ist, daß eigene reiche Erfahrung, Selbstempfundenes, die ganze weibliche Eigenthümlichkeit gehören dazu, das weibliche Herz zu verstehen und seinen frommen Bedürfnissen ganz zu genügen...“ Und Fanny Neuda selbst meint: „Ich weiß, dass mein Schreiben weit davon entfernt ist, perfekt zu sein, aber ich hoffe, dass die Aussagen eines weiblichen Herzens umso mehr angenommen werden in den Herzen der Frauen.“ Und ihre Hoffnung erfüllte sich. Ihr in deutscher Sprache abge-



fasstes Gebetbuch wurde ein großer Erfolg. Schon vier Jahre nach Erscheinen wurde das Buch deutsch in hebräischer Schrift übertragen und 1866 erfolgte in den USA eine Übersetzung ins Englische durch den gebürtigen deutschen Rabbiner Moritz Mayer. Der englische Titel heißt: „Hours of Devotion, A Book of Prayers and Meditations“. Bis Anfang der 20iger Jahre soll es mehr als zwei Dutzend Neuauflagen der deutschen Ausgabe gegeben haben. Die Frankfurter Jüdin Martha Wertheimer, Schriftstellerin und Journalistin, veröffentlichte 1935 eine revidierte Ausgabe des Gebetbuches, das an die besonderen Bedingungen im nationalsozialistischen Deutschland angepasst war. Es hieß: „Alle Tage deines Lebens, Ein Buch für jüdische Frauen.“ Martha Wertheimer war eine der bekanntesten Organisatorinnen von Kindertransporten aus Nazi- Deutschland nach Holland und England. Sie rettete dadurch tausende jüdische Kinder. Selbst konnte sie sich nicht mehr retten. Sie wurde ein Opfer des Rassenwahns in Sobibor. Auch ihrer wird in Loschitz gedacht.

Anfang des 21. Jahrhunderts waren es zwei Frauen, die unabhängig voneinander Fannys Gebetbuch neu entdeckten und die fast vergessenen, einfühlsamen Texte der mährischen Jüdin wieder jüdische religiöse Praxis werden ließen: Aliza Lavie in Israel und Dinah Berland in den Vereinigten Staaten. Aliza Lavie stellte 2005 eine Auswahl

von 14 Gebeten in Hebräisch der israelischen Gesellschaft vor. 2014 erfolgte dann eine vollständige Übertragung des Gebetbuches in das Hebräische. Die Amerikanerin Dinah Berland gab 2007 eine Übertragung der deutschen Originalausgabe von Fanny Neuda in Versform heraus: „*Hours of Devotion: Fanny Neuda's Book of Prayers for Jewish Women*“. Erst über 150 Jahren nach dem ersten Erscheinen des Gebetbuches 1855 liegt auch eine Übersetzung ins Tschechische vor. Wieder war es die Stiftung *Respekt a tolerance*, die 2008 für die heute wenigen noch in Tschechien lebenden Juden eine gekürzte Fassung des Gebetbuches herausgegeben hat. „Neudas Gebete bieten eine tägliche Anregung für Frauen aber auch für Männer an und trösten in den meisten schwierigen Situationen ihres Lebens“, so heißt es in der Vorstellung des tschechischen Buches. Ja, auch Männer können Fanny Neudas Texte beten, nicht nur das „*Gebet im höhern Alter*“, in dem es am Schluss heißt: „Gib Allvater, daß ich nie mehr das freudige Vertrauen in Dich verliere, daß mich nie mein Muth und meine Zuversicht verlasse, wenn auch die Schwäche des Körpers und die Gebrechlichkeit des Körpers auf mich hereinstürmen sollten. Stärke mich, daß ich, so lange ich lebe, im Stande sei, alle meine Pflichten und Obliegenheiten genügend zu erfüllen, daß ich in meinen alten Tagen meiner Umgebung nicht zur Last fall; durch einen reizbaren und mürrischen Sinn ihnen nicht zum Anstoß und zum Ärgernis werde, und durch eine langwierige Krankheit nicht ihre Geduld erschöpfe. Gib, daß ich durch menschenfreundliche Thaten meine letzten Lebensschritte bezeichne, und mit heiterm Bewußtsein dem großen Ruf entgegenharre, der mich hinüberfordert zu dir ins ewige Lichtreich des Jenseits. Amen“.

Als 35jährige Witwe hat Fanny Neuda das „*Gebet einer Wittwe, die unmündige Kinder hat*“ verfasst. Sie hat nicht nur für die eigenen Kinder und sich selbst gebetet. Ihr lagen besonders die jüdischen Mädchen und deren religiöse Erziehung am Herzen. In einem eindringlichen Appell wendet sie sich in ihrem Gebetbuch an die „edlen Mütter und Frauen Israels“: „Unsere Töchter sollen lernen, mit Stolz und Selbstbewußtsein den Namen Israeliten tragen“. Fanny Neuda ermahnt und ermuntert die Mütter, ihre Töchter „*zustrenge jenen Lebensverhältnissen zu entziehen, wo rücksichtslos jeder Gegenstand verhandelt wird, wo über Gott und die heiligsten Lebensverhältnisse leichtsinnig, freigeisterisch abgeurtheilt wird; wo über die Begeisterung für Recht und Wahrheit, über die erhabensten Gefühle als eine lächerliche Schwärmerei gespottet wird ...*“ Es geht ihr aber auch um die allgemeine Erziehung. Ohne den Begriff zu nennen, setzt sie sich für die Chancengleichheit ein: „Was sollen die Mittellosen oder gar Armen beginnen, denen nicht weniger, ja noch dringender, ein verständiger Unterricht Noth thut?“ So preist sie die Stiftungen

für Lehr- und Erziehungsanstalten, die Mittellose unentgeltlich aufnehmen. „Die derart wie die Sonne den Höhen und Niederungen ihre lebensspendenden Strahlen in gleichem Maße sendet, so über Reiche und Arme die Wohltaten und Segnungen ihres Unterrichtes gleich ergießen! Ihre Stifter haben sich ein Denkmal gesetzt, das sicherer als alle Monumente von Gold und Marmor ihre Namen verehrt“. Leider seien aber nur wenige der jüdischen Gemeinden in der Lage, solche Einrichtungen zu schaffen. So fordert sie die „*Menschenfreunde*“ im Judentum auf, nicht nur durch Nahrungsspenden in „*die dunklen Hütten der Dürftigen*“ Freude zu bringen, sondern ihnen „*eine gesicherte Aussicht in die Zukunft verschaffen zu wollen*“ durch die Gründung solcher Lehr- und Erziehungsanstalten. Mit diesen Gedanken war sie ihrer Zeit, und im gewissen Sinne ist sie auch noch unserer Zeit, voraus.

Nicht vergessen darf man das im Gebetbuch erhaltene Gebet für den „*allergeliebten Landesfürsten und Vater, den Kaiser Franz Joseph den Ersten*“ und die „*durchlauchtige Landesmutter unsere erhabene Kaiserin Elisabeth*“. Zeigt es doch die Integration der jüdischen Gemeinden in das „*Vaterland*“, das Habsburger Kaiserreich, für das Segen und Gnade für alle erfleht wird, die in seinem Dienste stehen.

Fanny Neuda starb 1894 in Meran. Beerdigt wurde sie in Wien, wo ihr Bruder Adolf Schmiedl als Rabbiner wirkte. Der tschechischen Bürgervereinigung *Respekt a tolerance* gebührt Dank, dass sie mit der Gedenktafel für die jüdische Mährerin ein Stück des unwiederbringlich zerstörten Zusammenlebens von Juden, Deutschen und Tschechen in Mähren wieder in Erinnerung ruft. Wer Fanny Neuda begegnen will, sollte die Synagoge von Loschitz besuchen, einen Blick in die Originalausgabe ihres Gebetbuches werfen und auf den Sitzbänken aus der zerstörten Synagoge von Olmütz Besinnung halten und vielleicht auch mit Fanny beten.

Walter Exler

Zwei Tage der offenen Tür in Geiß-Nidda

Es war ein Tag mit einem anspruchsvollen Thema beispielhafter Erwachsenenbildung, so charakterisierte ein angereicherter Besucher des Tags der offenen Tür die Veranstaltung im Januar 2016 im Haus Königstein, zu der das Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien eingeladen hatte. Dr. Helmut Gehrman, ein in der Schweiz tätiger katholischer Pfarrer, berichtete über nationale Mythen und ihre Auswirkungen auf das Glaubensleben am Beispiel Tschechiens und über die Hintergründe der Vertreibung der Deutschen nach dem Krieg. Was unter politischem Mythos zu verstehen ist, erklärte Dr. Gehrman am religiösen Mythos von Adam und Eva:

Der Sündenfall führt zur Vertreibung aus dem Paradies und erst die Erlösung durch das Sterben von Jesus am Kreuz führt zum Heil. Ganz ähnlich der politische Mythos: Der Bürger wird davon überzeugt, dass erst wieder paradiesische Zustände und Frieden im Land einkehren, wenn die Bösen vertrieben oder vernichtet sind. Das Böse darf, ja muss vernichtet werden, damit den Bürgern ein neues, besseres Leben ermöglicht werden kann. Der Referent zeigt an Beispielen, dass immer wieder Mythen aufgebracht und verbreitet wurden, obwohl die Geschichte längst bewiesen hat, dass ein solches Vorgehen nicht zwangsläufig zum gewünschten dauernden Erfolg führt. Im Verhältnis der Tschechen zu den Sudetendeutschen hat jedoch das Beharren auf einem nationalen Mythos Erfolg gehabt.

Für die Vertreibung der Deutschen aus dem Gebiet der Tschechoslowakei ergeben sich für Gehrman zwei Thesen: Obwohl das Münchner Abkommen 1938 als ein gültiges Abkommen geschlossen wurde und Prag zustimmte, wird tschechischerseits noch heute behauptet, dass die Verbrechen des Nationalsozialismus Ursache für die Vertreibung der Deutschen gewesen seien. Die deutsche Bevölkerung Böhmens und Mährens sei Hitlers „fünfte Kolonne“ gewesen und habe daher das Bleiberecht im tschechoslowakischen Staat verwirkt. Die andere These, die von sudetendeutscher Seite vertreten wird, besagt, dass die Ursache der Vertreibung ein altes Desiderat des tschechischen Nationalismus gewesen sei. Die tschechische Politik habe seit jeher in der Praxis als Mittel dazu die Zwangsassimilierung oder die Vertreibung ins Auge gefasst. Gehrman stellt nicht in Frage, dass die Grausamkeit der nationalsozialistischen Zwangsherrschaft und die durch sie verursachte totale Niederlage des Deutschen Reiches die Vertreibung überhaupt erst möglich gemacht hat. Er stellt aber mythische Elemente und politische Ansätze des tschechischen Nationalismus vor, die aus ihrer inneren Anlage heraus dazu drängten, eine radikale Lösung für die Regelung des Zusammenlebens der Tschechen mit den Deutschen in Böhmen und Mähren durchzusetzen. Ohne die mythische Überhöhung der tschechischen Geschichte und den Gedanken des Auserwähltseins ist die Durchsetzung der Vertreibung der Deutschen trotz vorangegangener nationalsozialistischer Verbrechen nur schwer zu begreifen.

70 Jahre nach der Vertreibung muss das klar gesagt werden, denn im tschechischen Staatswappen heißt es: *Die Wahrheit siegt!* Sie kann aber nur siegen, wenn sie laut verkündet wird. Dass dies Pfarrer Gehrman tut, machte den Vortrag so wertvoll. Ausführlich legte Pfarrer Gehrman die Verknüpfung des nationalen tschechischen Mythos mit der Religion in seiner Dissertation dar, die vom Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien (S. 32) herausgegeben wurde.

Sudetendeutsche Heimatpfarrer in der Vertreibung, war das Thema des Tages der offenen Tür am 20. Februar. Er brachte wie immer viele neue Erkenntnisse für die Besucher, was im Anschluss des Vortrages in der Diskussion bestätigt wurde. Julia Nagel referierte über die Lage der sudetendeutschen Heimatpriester nach der Vertreibung. Wie wurden die vertriebenen Priester in Deutschland von den Diözesen aufgenommen? Welche Unterstützung bekamen sie von den Bischöfen?

Begrüßt durch den Vorsitzenden des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien e.V., Prof. Dr. Adolf Hampel, der selbst in Königstein studiert hatte und anschließend dort als Dozent tätig war, erklärte die Referentin, dass über 3000 Priester aus dem Osten nach der Vertreibung aus ihrer Heimat nach Deutschland kamen, darunter fast 1800 aus dem Sudetenland. Während für ihre Pfarrkinder hier ein völlig neues Leben begann, gehörte der ostdeutsche Klerus kirchenrechtlich noch immer seiner Heimatdiözese an. Zwei päpstliche Dekrete aus den Jahren 1946 und 1955 hatten das Weiherecht und die Inkardination der ostdeutschen Theologen geregelt, da von Seiten der Kirche wie auch von Seiten der Vertriebenen der Glaube an die Rückkehr in die Heimat auch zehn Jahre später keinesfalls aufgegeben worden war.

Was bedeutete das für die Priester? Ihre Titel waren im Westen nicht anerkannt worden, berichtete die Referentin, die mit einer Arbeit über vertriebene Priester aus Mähren ihr Studium beendet hatte. Sie betonte, dass der vertriebene Klerus seine priesterliche Tätigkeit nicht so ohne weiteres ausüben konnte. Die Heimatpriester seien zwar in Deutschland sehr gebraucht worden, doch sind ihnen die einheimischen Mitbrüder, auch manche Bischöfe, oft mit Misstrauen entgegen getreten. Weder die vertriebenen noch die Priester der Ankunftsdiözesen waren auf diese Situation vorbereitet.

Die Referentin führte weiter aus, dass sich in Hessen seit der Vertreibung 1945/46 die konfessionelle Situation veränderte. Durch den unfreiwilligen Einstrom der überwiegend katholischen sudetendeutschen Heimatvertriebenen mangelte es nun an katholischen Gotteshäusern. Unerwartete Hilfe kam von Pater Werenfried van Straaten aus Belgien, erklärte Frau Nagel. Erschüttert über die Not in Deutschland hatte er seine Bettelpredigten in Belgien gestartet und nahm dankbar den „Speck“ der Bauern an, um den Gläubigen und Heimatpriestern zu helfen. Daher auch sein Name „Speckpater“. Schon 1947 hatte er erste Artikel über die Möglichkeit zur Hilfe für die Vertriebenen veröffentlicht. Durch ihn sei auch die Idee der „Fahrenden Kirche“ mit Kapellenwagen geboren worden, die das „Rucksackpriestertum“ abgelöst hatte und so die Heimatpfarrer zu Hoffnungsträgern für ihre Volksgruppe werden ließ.

Ein Teil der Heimatpriester, wie zum Beispiel Pfarrer Anton Rawitzer, der seit 1946 die Pfarrgemeinde Echzell aufbaute, hatten zwar eine „Lokalkaplanei“ erhalten, wie man die Pfarrstellen der vertriebenen Seelsorger im Bistum Mainz genannt hat, doch es gab kaum eine kirchliche Grundausstattung. So hatte Rawitzer, wie er erzählte, sein einziges ihm zugewiesene Zimmer zur Kirche umgewandelt und das „Allerheiligste in einer Blechdose in der Schublade“ aufbewahrt. Sein mit Prof. Grulich 1996 geführtes Interview über die Pionierarbeit ist ein lebendiges Zeugnis für diese Zeit.

Die Gründung der *Königsteiner Anstalten* war bereits 1946 erfolgt. Der vertriebene Bischof Maximilian Kaller war von Papst Pius XII. zum Vertriebenenbischof für Deutschland ernannt worden. An seine Seite holte er sich Prof. Dr. Adolf Kindermann, der das deutsche Priesterseminar in Prag geleitet hatte. Frau Nagel stellte fest, dass unter Kaller und nach dessen frühem Tod 1947 verstärkt unter Kindermann die Königsteiner Anstalten zum Inbegriff für die Aus- und Fortbildung ostdeutscher Theologen wurden. Auf dem Gelände der ehemaligen französischen Kaserne entstanden das Priesterseminar, die philosophisch-theologische Hochschule, das Konvikt und verschiedene Institute. In Königstein wurden auch Tagungen und Wallfahrten durchgeführt. Aus der von P. Werenfried gegründeten Ostpriesterhilfe resultierte – nachdem die größte Not gelindert war – das heute noch international tätige kirchliche Hilfswerk *KIRCHE IN NOT*, das sich zur Zeit des Eisernen Vorhangs im Rahmen von internationalen Kongressen im *Hause der Begegnung* mit der Kirche hinter dem Eisernen Vorhang befasste.

Dieser hochinteressante Vortrag wurde mit viel Beifall gewürdigt. Anschließend fand eine rege Diskussion statt. Unter den Anwesenden fanden sich auch Zeitzeugen, die die Ausführungen von Julia Nagel bestätigten, da sie in Königstein an Bundeswochen der *Ackermann-Gemeinde* und der *Jungen Aktion* teilgenommen hatten. Rudolf Grulich und Adolf Hampel konnten als letzte aktive ehemalige „Königsteiner“ wertvolle Ergänzungen einbringen.

Das gedruckte Interview mit Pfarrer Rawitzer kann im Haus Königstein bestellt werden.

Angelika Steinhauer

Termine:

Unsere bereits traditionelle Wallfahrt mit *KIRCHE IN NOT* wird uns in diesem Jahr vom 31. Mai bis 06. Juni nach Schlesien führen. Wir werden sowohl Sudetenschlesien als auch wichtige Wallfahrtsstätten im heute polnischen Schlesien besuchen. Bei Interesse schicken wir Ihnen gerne das Programm zu.

Ein aktuelles Buch

Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben.

Ein Buch das jeder lesen sollte, ist die Neuauflage der Vorträge gehalten bei einer deutsch-tschechischen interdisziplinären Tagung 2006 in Saaz, über die mittelalterliche Schrift *Der Ackermann aus Böhmen*, das oft auch als *Der Ackermann und der Tod* zitiert wird. Nach dem Tode seiner Frau, klagt der Autor den Tod an und es kommt zu einem Streitgespräch zwischen dem Ackermann und dem Tod, das von Gott als Schiedsrichter entschieden wird. Fachleute verschiedener Gebiete, Literaturwissenschaftler, Ärzte und Juristen diskutierten deshalb in Saaz über Sterbebegleitung, Palliativmedizin und Trauerarbeit mit Blick auf den Ackermann aus Böhmen. Dieses große frühneuhochdeutsche Werk des Stadtschreibers Johannes von Saaz nahmen die Organisatoren dieser Konferenz bewusst zum Anlass, sich im Geiste des Autors, des Ackermanns und des böhmischen Frühhumanismus gegen Sterbehilfe, aber für Sterbebegleitung zu engagieren.

Da man 2014 des 600. Todestages des Johannes von Saaz gedachte, wurde nicht nur an die 2006 in Saaz durchgeführte deutsch-tschechische Ärztetagung über das Werk *Der Ackermann und der Tod* erinnert, sondern auch vorgeschlagen, die Ergebnisse jener Konferenz neu aufzulegen. So haben die Herausgeber der Saazer Ausgabe, Michael Popović und Ivan Pfeifer, die Neuauflage vorbereitet und haben Rudolf Grulich und Jan Lášek ein Geleitwort beigesteuert.

Der fächerübergreifende Kongress von Kulturschaffenden befasste sich sowohl mit Fragen zum literarischen Werk des Ackermanns aus Böhmen als auch mit Sterbebegleitung, Palliativmedizin und Trauerarbeit. Das macht dieses Werk so wertvoll und wichtig, gerade in der heutigen Zeit, da die Diskussionen über Sterbehilfe ja oder nein auf der politischen Bühne geführt werden.

Im neuen, erweiterten und aktualisierten Vorwort skizzieren Popović und Pfeifer die Entwicklung seit 2006 in verschiedenen Ländern Mitteleuropas bis zur Bundestagsdebatte im November 2015. Michael Popović hat auch seinen umfangreichen Beitrag über Palliativmedizin auf den neuen Stand gebracht.

Der Leser erfährt, wie hilfreich die Palliativmedizin sein kann und wie sie sich bis zum heutigen Tag weiterentwickelt hat. Das strikte „Nein“ zur aktiven Sterbehilfe wird in dem Werk klar ausgesprochen und ebenso überzeugend begründet wie die Pflicht zur Sterbebegleitung für ein würdiges Lebensende. Alle Vorträge sind in Tschechisch und Deutsch abgedruckt.

Angelika Steinhauer

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben.** 2016, 336 Seiten. Euro 16,80

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948,** (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, 29,80 EUR

Zur Seligsprechung von P.Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel.** 279 Seiten. EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.** 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien z. Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“.** Einführung Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung u. einem Opernlibretto v. Dusan Robert Parizek. 112 S., EUR 7,80.